

Begräbnisszene bis ins kleinste ausmalt, abstoßend vor allem die lieblose Donnerrede dessen, der die wahre Religion verkörpern soll und das Wunder wirkt. Abstoßend wirkt endlich im höchsten Grade, daß es ein Narr ist, der die tiefsten Wahrheiten ausspricht.

Aber eine kleine Szene, wo nämlich Johannes, der Narr, dem Kinde erklärt, was es heißt, eine Mutter im Himmel zu haben, ist in ihrer Reinheit unvergleichlich. „Eine Mutter im Himmel haben ... ist himmlisch. Wer das hat, ist nie allein. Sooft wir etwas Gutes tun, lächelt sie hinüber zu Gott, und er nickt ihr freundlich zu; gleich merken wir, daß unsere Mutter stolz auf uns ist; das macht uns so froh; denn einer Mutter Lächeln und eines Kindes Freude ist ein und dasselbe. ... Aber wenn wir böse sind, weint sie dann? ... Dann weint sie, und ihre Tränen tropfen auf unser Herz. Das nennt man Reue. Aber zu jeder betrübten Mutter lächelt Gott Vater; wenn dann ein böser Mensch drinnen im Herzen Gottes Lächeln in den Tränen seiner Mutter wahrnimmt, so beginnt auch er zu weinen, dann wird er weich und gut. ... Sie ist immer bei euch; keiner ist uns ständig so nah, wie die Mutter, die gestorben ist.“

Typisch ist, daß alle Szenen sich in engen Kammern abspielen. Und bei Paul Claudel? Weiter Raum, nächtliche Sterne, wogende Saaten, Sonnenschein und Berge. Eine echt katholische Umwelt: man hört vom Bau der Kathedralen, von Romfahrten, von Pilgerfahrten ins Heilige Land, von gottgeweihten Jungfrauen; man hört Angelusläuten und Choralgesang; ja selbst der Aussatz von Pierre Craon und von Violaine wirkt nicht so abstoßend wie manche Äußerung der Religiosität bei Kaj Munk. Bei Paul Claudel herrscht überall Reinheit und Harmonie, vor allem in Violaine. Auch sie verkörpert ja die Religion, auch sie wirkt Wunder, aber schlicht und unbefangen; sie ist eine Heilige, die in echt katholischem Opfergeist sich zu einer Güte durchgerungen hat, daß Gott sie als Werkzeug der Allmacht benützt. Hier ist kein nervenkranker, wahnsinniger Student, hier steht eine Heilige vor uns, die nicht nötig hat, zu schimpfen und zu donnern, um ihre Idee darzustellen. Bei ihr hat man keine Schwie-

rigkeit, zu glauben, daß Gott durch sie einen Aussätzigen heilt, ein Kind zum Leben erweckt und dabei die Augen des Kindes umschafft. Hier ist der Wunderglaube vernünftig, hier sind Vernunft und Glaube harmonisch geeint.

Wohl ist Paul Claudel nicht so lebensnah, so treffend im Ausdruck, so volkstümlich, so realistisch wie Kaj Munk, seine Charaktere sind nicht so greifbar; aber es liegt über all ihren Worten und Handlungen ein Ebenmaß, das die Seele für ewige Wahrheiten empfänglich macht. Wären bei Munk Gottes Natur und Dienst Gottes, Vernunft und Glaube, Ethos und Wahrheit, Kultur und Religion nicht durch solche Klüfte geschieden, so hätte sein Werk noch mehr ergriffen, und noch mehr Zuschauern wäre die Lust vergangen, „nach dem Schauspiel ein Café aufzusuchen“.

Gewiß hält Kaj Munk eine ernste Gewissenserforschung mit den ihn umgebenden religiösen Strömungen, aber ist dieses persönliche Überzeugtsein, dieses vertrauenssichere Erwarten eines Wunders als Kriterium der wahren Religiosität nicht ebenso einseitig und unbestimmt wie das von Kierkegaard als Kriterium aufgestellte Martyrium? Gewiß wird dieser Wunderglaube nie da aussterben, wo die wahre Religion ist, aber das ist nicht wesentlich, sondern begleitet sie nur, wie das Lächeln ein Kinderantlitz.

Aber trotz allem begrüßen wir Katholiken dieses Hinausgreifen nach übermenschlichen Kräften, nach übernatürlichen Mächten, das hier nicht, wie in Björnsons „Over Evne“ — die Situation ist ja dort ähnlich —, als menschliche Tragödie erlischt, sondern übernatürliche Wirklichkeiten von höchster Bedeutung verkündet: Auferstehungsglauben und Christi Macht in unserer Zeit. Solche Akkorde sind uns ein Zeugnis der „anima naturaliter catholica“.

Robert Groteclaes S. J.

Klosterleben im heutigen Lamaismus

Klösterliches Gemeinschaftsleben hat sich in allen großen Religionsformen entwickelt, bei Katholiken, Schismatikern und Protestanten, bei Mohammedanern und Hindus, am frühesten bei den Buddhisten, deren oft überwältigend

großartige Klosterbauten jedem Ostasienreisenden bekannt sind. Unter den zahlreichen Sekten, in die sich die Anhänger Buddhas gespalten haben, ist keine von so viel Geheimnis umgeben, wie der in Tibet, aber auch in den umliegenden Ländern Asiens und sogar im europäischen Rußland verbreitete Lamaismus. Seine Klöster sind noch heute weitaus die mächtigsten Gebilde der buddhistischen Welt, und doch haben wir von ihrem Aussehen und erst recht von ihrem innern Getriebe nur wenig bestimmte Vorstellungen.

Über ein berühmtes, freilich an religiöser und künstlerischer Bedeutung von andern übertroffenes Lamakloster, das auf chinesischem Boden an der Nordostgrenze Tibets gelegene Kumbum, hatte der bayrische Forschungsreisende Dr. Filchner schon 1906 ein kleines Buch veröffentlicht. Ein zweiter Aufenthalt gab ihm zwanzig Jahre später Gelegenheit, seine Beobachtungen zu berichtigen und zu ergänzen. Unter welchen Opfern infolge von Armut und Krankheit er in den Wintermonaten von 1926 auf 1927 diese Untersuchungen, leider oft gegen den Willen der Klosterbewohner, durchgeführt hat, ist in einem ergreifenden Kapitel seines Reisebuches „Om mani padme hum“ (11. Auflage Leipzig 1930) schlicht geschildert. Mit besonderer Hilfe des tüchtigen Mongolisten W. A. Unkrig, der namentlich auch die wichtige russische Literatur über den Lamaismus verwerten konnte, legt Filchner nun einen in jedem Sinne schweren Band vor, der die bis jetzt genaueste Beschreibung der Bauten und Bräuche eines Lamaklosters liefert¹. Im Text wie in den mehr als siebzehnhundert, zum Teil sehr langen Anmerkungen sind Tausende von Einzelheiten aufgestapelt, die der Fachmann kaum irgendwo so bequem vereinigt findet, und die der Laie, den Lücken und strittige Fragen wenig kümmern, zu einem lebensvollen und nachdenklich stimmenden Bilde ordnen kann

¹ Kumbum Dschamba Ling. Ein Ausschnitt aus Leben und Lehre des heutigen Lamaismus. Mit 210 Abbild., 412 Skizzen und einer Karte. Von Wilhelm Filchner. 4^o (XVI u. 556 S.) Leipzig 1933, in Kommission bei F. A. Brockhaus. Geb. M 68.—

— wenn er über ungewöhnliche Ausdauer verfügt. Auch ohne sie wird er sich jedenfalls durch viele der Berichte und Photographien willig in den Bann dieser rätselhaften Fremde ziehen lassen.

Kumbum liegt 2500 m hoch zwischen breitrückigen Bergen. Von März bis Oktober ist das Wetter prachtvoll, und die in der feinen Luft nicht lästige Sommerhitze von 34 Grad läßt herrliche Früchte reifen. Die mehr als dreitausend Mönche ziehen ihren Lebensunterhalt hauptsächlich aus Ländereien, Herden und reichen Pilgeropfern. Der nur durch einen heiligen Weg umgrenzte Klosterbezirk macht durch die Menge seiner großen und kleinen Tempel, die gewaltigen Wirtschaftsgebäude und die Hunderte von Häusern, in denen die Mönche allein, zu zweien oder in Gruppen wohnen, den Eindruck einer Stadt. Während die Wohnungen in der Regel nur einen Tisch mit dem notwendigen Eßgeschirr, eine filzbedeckte Lagerstätte, ein Becken für glühende Holzkohlen und einige Bilder enthalten, sind die von weitem durch geschweifte Hochdächer und mächtige Säulenordnungen auffallenden Tempel prunküberladen. Kostbare Teppiche bedecken den Boden; Wände, Pfeiler und Decke leuchten in buntem Lack oder sind mit gelben und blauen Stoffen, mit Pantherfellen und Goldstickerei bespannt, manchmal auch mit glasierten Friesen umzogen, und wohin man sich wendet, blickt man auf ein majestätisches Formenmeer von Kultgeräten, Inschriften, Symbolen, Fahnen, geschnitzten und gemalten Gestalten der buddhistischen Legende.

In tibetischen Familien ist es aus wirtschaftlichen und religiösen Gründen meistens Brauch, daß der zweite Sohn mit acht Jahren Mönch wird. Die Eltern bringen ihn gegen Bezahlung oder Dienstleistung je nach ihrem Vermögen bei einem niedrigeren oder höheren Lama des Klosters unter, der dann sein besonderer Erzieher und Lehrer ist. Um 6 Uhr früh ertönen Hörner und rufen die ganze Gemeinde zu einer mehrstündigen Andacht in den Tempel. Der Rest des Tages ist zwischen Handarbeit und geistlichen Studien geteilt. Die Gemeinschaftsandacht, bei der dreitausend laut betende Mönche in einer von unzähligen Butterlämpchen durchqualmten und immer wieder von Trommeln und Hörnern

durchtosten Halle zusammengedrängt sind, ist so anstrengend, daß der Vorsteher eine kurze Pause einlegt, um allen auf Kosten der Verwaltung Tee reichen zu lassen. Durch Rufe und Peitschenschläge werden die jungen Mönche angetrieben, ihn so rasch wie möglich herbeizuschaffen. Dann wird jedem der Napf, den er immer bei sich trägt, mit dem heißen Getränk gefüllt. Als köstlichste Labung schwimmen darin Butterstücke, aber eins fischt man sich immer heraus, um sofort Hände, Gesicht und Haar einzureiben. Zuletzt leckt man den Napf rein und steckt ihn wieder in die Kutte, wo oft auch stibitzte Butterstücke uneingewickelt aufbewahrt werden, eine schmierige Bequemlichkeit, die nicht ausgesprochen tibetisch ist, sondern in Westasien ebenfalls vorkommt.

Zehn Jahre dauert es gewöhnlich, bis der junge Mönch vorwiegend gedächtnismäßig in die wichtigsten kultischen und philosophischen Texte des Lamaismus eingeführt ist. Fast täglich wird um die Mittagszeit über das Gelernte in einem Klosterhof Prüfung abgehalten. In den umlaufenden offenen Säulengängen nehmen auf Polstern die älteren Mönche Platz, oft auch der in Goldbrokat gehüllte Klostervorsteher. Die Prüflinge sitzen reihenweise auf dem Steinpflaster im Freien. Ein mit Schafpelz gefütterter Mantel schützt sie im Winter gegen die Kälte, die das Thermometer auf 20 Grad unter Null bringen kann. Die Lehrer treten abwechselnd vor die Reihen, stoßen einen jauchzenden Schrei aus, klatschen in die Hände und stellen listige Fragen. Bei den Antworten springen die Schüler oft in die Höhe, strecken die Arme mit den Gebetschnüren empor oder stampfen mutig mit dem Fuß. Richtige Antworten werden von den Kameraden mit Jubelgeschrei begrüßt, und wer die Prüfung am besten besteht, wird im Triumph auf den Schultern getragen. Die Lehrer aber bekommen zum Dank für besonders gute Fragen Tee aus der silbernen Kanne des Vorstehers. Eine allgemeine Teepause ist ebenfalls gebräuchlich, und dann werden auch große Mengen von getrockneten Früchten verteilt, mit denen die Schüler einander zur Unterhaltung fleißig bewerfen, bis die Prüfung wieder beginnt.

Nach zehnjährigem Klosteraufenthalt kehren viele der weniger begabten oder aus armen Familien stammenden Mönche in die Heimat zurück und finden dort meist als Seelsorger der Hirtenbevölkerung ihr Auskommen. Wer im Kloster bleibt, beginnt nach Möglichkeit höhere Studien der lamaistischen Metaphysik oder einer stark mit religiösen Bräuchen verquickten, oft guten Blick für das Wesentliche verratenden Medizin, oder er vertieft sich in die dunklen tantristischen Geisterlehren. Daneben tanzt er allmählich zur zweiten und dritten Stufe des Mönchtums fort, wodurch er sich zwar der buddhistischen Vollkommenheit nähert, aber keine höhere geistliche Gewalt erwirbt. Auch im geselligen Verkehr herrscht zwischen allen, die zahlreichen Beamten und den Vorsteher eingeschlossen, zwanglose Gleichheit. Angst hat man nur vor der aus Mönchen gebildeten Klosterpolizei, die ihr gefährliches Aussehen durch besonders schmutzige Kleidung noch zu steigern sucht. Ihr Oberst ist gepanzert, und als Zeichen seiner Würde wird ihm ein hohler, mit Gold und Silber verzierter Eisenstab nachgetragen, der zugleich ein gefürchtetes Strafwerkzeug ist. Durchschreitet dieser gestrenge Herr den Klosterbezirk, so sucht sich jeder, der nicht als Greis oder als Würdenträger vor Schlägen sicher ist, schleunig zu verstecken.

Auch der Vollmönch kann jederzeit freiwillig in die Welt zurückkehren oder wegen schwerer Vergehen, wenn achtzig Stockstreiche und eine Bewährungsfrist sich als vergeblich erweisen, entlassen und dem weltlichen Gericht übergeben werden. Das sind tatsächlich Ausnahmen, der weitaus größte Teil behält seine Klostertracht, die verschossene, über und über mit Butter beschmierte rote Kutte, den gelben Gürtel und die gelbe Mütze oder bei festlichen Anlässen den Raupenhelm, und lebt, wie es wenigstens in dieser „gelben“ Kirche des Lamaismus Gesetz ist, ehelos bis zum Tode. Die Last der Selbstversorgung wird dem Mönche nicht ganz abgenommen, aber Verwandte und Freunde, im Notfall auch Ordensbrüder mit besseren Beziehungen, helfen ihm das beschaffen, was er von der Verwaltung nicht bekommt. Gäste darf er empfangen, über

Nacht werden sie aber mit allen andern Besuchern in der gemeinsamen Gasthalle untergebracht. Die aufregendste Abwechslung in seinem eintönigen Leben sind einige jährlich wiederkehrende Feste. Am Todestag des 1419 gestorbenen Stifters wird Kumbum bis auf die höchsten Dächer mit einem Gefunkel von Butterlämpchen übersät. Zur Abwehr böser Geister werden zuweilen Maskentänze in prunkender Gewandung mit einem be rauschenden Umschlag von Andacht zu derbem Scherz, von Gemessenheit zu taumelnder Raserei aufgeführt. Die Krone von allem ist das Butterfest, zu dem aus der ganzen lamaistischen Welt Scharen von Pilgern und Bettlern durch die Winterkälte nach Kumbum ziehen und dort nichts so atemlos bewundern wie die vielen, manchmal lebensgroßen, meist aber kleineren Buddhafiguren und Massenszenen von Menschen und Tieren, die kundige Mönche eigens für diese Feier aus Butter geformt und bunt bemalt haben. Schon in der folgenden Nacht werden die Kunstwerke in eine Schlucht geworfen oder sorgsam an einen kühlen Ort gebracht, um sie womöglich für das Fest des nächsten Jahres zu retten.

Der Abschluß des Lamadaseins ist die Aussetzung der Leiche unter dem freien Himmel des Friedhofes, wo die Mitbrüder sie betend umschreiten und mit Pfählen umstecken, an denen heilige Wimpel wehen. Ein Trompetenstoß auf einem Menschenknochen gibt das Zeichen zum Ende des Trauerdienstes, und dann haben Adler, Geier und Hunde vor Ablauf des Tages ihr Zerstörungswerk getan. Die übrigbleibenden Knochen werden zerstampft und zu Kugeln geformt, die man, wie auch die Asche der nicht ausgesetzten, sondern verbrannten Mönche von besonderer Vollkommenheit, an geweihter Stätte aufbewahrt.

Die Weltanschauung, auf der das lamaistische wie überhaupt das buddhistische Mönchtum ruht, ist im letzten Grunde Atheismus. Filchner irrt, wenn er meint, heute gebe es nur wenige buddhistische Atheisten, und die seien wohl in erster Linie im abgeschlossenen Tibet zu suchen. Gelehrte japanische Buddhistenführer bekennen vor der akademischen Jugend ganz offen, daß der echte Buddhist von keinem Gott wisse,

also niemals bete. Alle Bilder und Zeremonien seien ihm nur anregende Behelfe, durch Nachdenken und Selbsterziehung von Jahr zu Jahr der Weisheit und Güte Buddhas näherzukommen. Bei der Geistesverfassung der großen Masse des Volkes und auch der gewöhnlichen Mönche und bei der unbegrenzten Duldung des Buddhismus gegenüber den Religionen, auf die er in Asien stieß, war es psychologisch kaum vermeidlich, daß die sinnbildliche Gestaltung seiner Gedanken und Bestrebungen den meisten seiner Anhänger zu einem Götterhimmel und einem Götterkult wurde. Beim Lamaismus hebt Filchner deshalb mit Recht hervor, daß die Heiligen über den Gottheiten stehen, denn erst die buddhistischen Missionare haben die Landesgötter Tibets zu Gottheiten des Lamaismus umgeschaffen. Die religiösen Feiern in Kumbum sind zwar teilweise für einen Abendländer in Farbe, Klang und Bewegung zu wenig beherrscht, aber großen Zug und tiefen Sinn wird er bei einigem Verständnis den Tausenden von frommen Niederwerfungen des ganzen Körpers, den prachtvollen Prozessionen und sogar den Gebetsmühlen und den Schreckbildern nicht absprechen können. Daß Vorgänge aus dem Geschlechtsleben hier und da rücksichtslos in den Kult einbezogen sind, wirkt, von den Bräuchen des Landes aus gesehen, nicht als Mutwille, sondern als derbes Naturempfinden.

Von der sittlichen Haltung der Mönche hat Filchner im ganzen keinen ungünstigen Eindruck gewonnen. Er betont (S. 225), daß er „viel häufiger Gutes als Schlechtes“ festgestellt und unter den Mönchen „eine große Anzahl Menschen“ getroffen habe, die „unsere Hochachtung und Wertschätzung in vollem Maße verdienen“. Trotz strengen Verbotes werden leidenschaftlich Zigaretten geraucht, und anstrengende Bußfeiern macht nur ein kleiner Teil der Mönche mit. Außer an drei oder vier Feiertagen im Jahre darf keine Frau das Kloster betreten. Als während Filchners Aufenthalt zwei Mönche sich aus dem Festgetümmel zu einer Frau in die nahe Stadt geschlichen hatten, wurden sie von der Klosterpolizei in schwere Strafe genommen.

Offenbar geht es nicht an, von den Beobachtungen eines Winters in Kumbum Schlüsse auf den innern Wert des

Mönchtums im Lamaismus zu ziehen. Auch die von Filchner beigebrachte Literatur gestattet darüber noch kein sicheres Urteil. In der Geschichte des Christentums läßt sich ja mehr als ein Winter finden, in dem manche Klöster dem Schmutz und der Roheit des Strafvollzugs in Kumbum kaum etwas nachgaben und die sittliche Höhe seiner Mönche nicht einmal erreichten. Dürfte man darin den Durchschnitt des katholischen Klosterlebens erblicken? Aber abgesehen von Folgerungen, die der Gegensatz der beiden Weltanschauungen nahelegt, wird man sagen können, daß schon die tibetische Gewohnheit, jeden zweiten Sohn, ohne Rücksicht auf seinen Charakter, zum Mönche zu machen, die klösterlichen Anforderungen unter die katholischen herabdrückt, was denn auch jeder Kenner katholischer Klöster durch diese kurze Schilderung des Lebens in Kumbum und erst recht durch Filchners Buch bestätigt finden wird. Größere Klarheit über die Unterschiede ist in christlichen wie lamaistischen Kreisen von dem Wirken der Bernhardiner zu erwarten, die im Januar 1933 von ihrem berühmten Kloster in der Schweiz ausgesandt worden sind, um auf dem Himalayapaf von Lhatse-Djong ein katholisches Hospiz für die Karawanen zu gründen, die den Handel mit Reis, Tee und Seide zwischen China, Tibet und Birma vermitteln.

Jakob Overmans S. J.

Richard Wagner und die „Ultramontanen“

Sehr viel hat Richard Wagner zeit lebens nicht mit Katholiken zu tun gehabt. Als Protestant freier Richtung kam er weder in Leipzig, seiner Vaterstadt, noch in Dresden, Königsberg, Riga, Paris, Zürich, Luzern, Bayreuth, Venedig mit katholischen Kreisen in nähere Berührung, wenn man von den beiden Katholiken Franz Liszt und dem Dichterkomponisten Peter Cornelius, die zu seinen engeren Freunden zählten, abseht.

Anders wurde es, als der Meister durch die Huld des Königs Ludwig II. nach München berufen wurde. In dieser katholischen Stadt konnte es nicht ausbleiben, daß auch katholische, oder wie

man sie verächtlich zu nennen pflegte, ultramontane Persönlichkeiten seine Wege kreuzten. Freilich dürfen wir das Wort „ultramontan“, wie es uns im Wagnerschrifttum begegnet, nicht in seiner engeren Bedeutung verstehen, sondern als katholisch überhaupt mit Einschluß des liberalen Teiles der Katholiken. In München herrschte ja damals, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, ein liberaler Geist; die treu kirchlich gesinnte ultramontane Partei war nur eine Oppositionspartei von geringem Einfluß, deren Sprachorgan neben dem „Neuen Bayrischen Kurier“ und dem „Landboten“ vor allem Zanders¹ „Volksbote“ war.

Alle Welt weiß, daß Wagner die Gunst des ihm schwärmerisch ergebenden jugendlichen Königs in kurzer Zeit wieder verlor. Als Gründe dieses auffälligen Wechsels wurden von den Biographen des Meisters neben der Engherzigkeit der bayrischen Regierung, der Münchener Stadtverwaltung und des bayrischen Volkes so einmütig dunkle ultramontane Machenschaften bezeichnet, daß wir selber fast geneigt waren, es zu glauben. Sagt doch auch Wilhelm Kosch, an dessen katholischer Gesinnung gewiß niemand zweifelt, oder läßt es einen ungenannten Gewährsmann sagen: „Ränke der ultramontanen Partei verscheuchten den Meister aus München.“²

Man hat sich bisher die Beweisführung sehr leicht gemacht: es wurden nur solche Quellen herangezogen, die Wagner günstig waren; sie wurden kritiklos benützt, obwohl jede Begründung der Behauptung fehlte. Frau Cosima gibt dem Adel und dem Klerus die Schuld an der Mißstimmung. Auch ihr Gatte, Hans v. Bülow, meinte, Bayern sei nicht gefährlich, aber die Jesuiten und der von ihnen aufgehetzte Pöbel. Eine Entschließung der Fortschrittspartei bekundet: „Wagner ist nun gefallen, der Ultramontanismus hat gesiegt.“ Wagner selbst aber schrieb in einem Brief: „Jesuiten wollten mir zwei Festtheater,

¹ Vgl. über diesen aufrechten, aber oft maßlosen und unnachgiebigen Konvertiten diese Zeitschrift Bd. 106 (1923/24) 113 ff. und Bd. 107 (1924) 426 ff.

² Deutsches Literaturlexikon II (1930) Spalte 288a.